

(Nachdruck verboten.)

161

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Rechljudow würde unerwartet für sich selbst rot und stocke. Zanarin wandte ihm einen Blick seiner Augen zu, wandte diese wieder ab und hörte zu.

„Nun?“ sagte er nur.

„Wir haben jemand unschuldig verurteilt; da möchte ich das Urteil kassieren und den Prozeß bei einer höheren Instanz anhängig machen.“

„Beim Senat.“ verbesserte Zanarin.

„Und nun bitte ich Sie, sich dieser Sache anzunehmen.“

Rechljudow wollte schnell mit dem Ältesten zum Ende kommen und sagte deshalb, auch noch errötend:

„Die Gebühren und Kosten in dieser Sache nehme ich in jeder Höhe auf mich.“

„Nun, wir werden uns schon einigen.“ sagte der Advokat, über seine Unerfahrenheit gnädig lächelnd. „Um was handelt es sich?“

Rechljudow erzählte.

„Schön, mein Herr. Morgen nehme ich den Prozeß vor und sehe ihn durch. Und übermorgen, nein Donnerstag kommen Sie um sechs Uhr abends zu mir, dann gehe ich Ihnen Bescheid. So recht, ja? Nun gehen wir, ich muß hier noch Kollationen vornehmen.“

Rechljudow verabschiedete sich von ihm und ging hinaus.

Die Unterhaltung mit dem Anwalt und der Umstand, daß er schon Maßregeln zum Schutze der Maslowa getroffen hatte, beruhigten ihn noch mehr. Er trat auf die Straße; das Wetter war schön; er atmete froh die Frühlingsluft. Droschkentutcher boten ihre Dienste an, aber er ging zu Fuß, und alsbald kreiste ein ganzer Schwarm Gedanken und Erinnerungen an Katjuscha und sein Verfahren mit ihr in seinem Kopfe, und er wurde niedergeschlagen, und alles erschien ihm finster. „Nein, das will ich später überlegen.“ sagte er sich, „jetzt muß ich mir im Gegenteil nach den schweren Eindrücken Zerstreuung suchen.“

Er erinnerte sich des Mittagessens bei Stortschagins und sah nach der Uhr. Es war noch nicht spät, er konnte noch zur rechten Zeit zum Essen kommen. Eine Pferdebahn fuhr klingelnd vorüber. Er setzte sich in Laufschrift und sprang auf die Bahn. Auf einem freien Platz sprang er hinab, nahm ein gutes Fuhrwerk und war in zehn Minuten an der Freitreppe des großen Stortschaginschen Hauses.

### Sechszwanzigstes Kapitel.

„Bitte, Euer Durchlaucht werden erwartet.“ sagte der höfliche, wohlbeleibte Portier in Stortschagins großem Hause und öffnete geräuschlos die Eichentür in englischen Thürangeln zum Hansflur. „Man ist beim Essen und hat nur Sie zu bitten befohlen.“

Der Portier trat an die Treppe und läutete nach oben.

„Ist jemand da?“ fragte Rechljudow beim Auskleiden.

„Herr Kolossov und Michail Sergejewitsch, sonst lauter Hausangehörige“, erwiderte der Portier.

Die Treppe hinab schaute ein hübscher Lakai im Frack und mit weißen Handschuhen.

„Bitte sehr, Euer Erlaucht.“ sagte er. „Ich soll Sie bitten.“

Rechljudow stieg die Treppe hinauf und schritt durch den bekannnten, prächtigen, geräumigen Saal nach dem Speisezimmer. Im Speisezimmer saß die ganze Familie bei Tisch, mit Ausnahme der Mutter, Fürstin Soffja Wassiljewna, die nie aus ihrem Zimmer herauskam. Oben am Tisch saß der alte Stortschagin, an seiner linken Seite der Doktor, an der andern der Besuch Zwan Zwanowitsch Kolossov, früher Adelsmarschall, jetzt Mitglied eines Bankdirektoriums, Stortschagins liberaler Kollege; dann an der linken Seite Miß Röder, die Gouvernante der kleinen Schwester Missis, und das vierjährige Mädchen selbst; rechts gegenüber Missis Bruder, der einzige Sohn Stortschagins, Petja — ein Sextaner, dessen wegen die ganze Familie in Erwartung seiner Prüfung in der Stadt geblieben war — und sein Einpaufer, ein Student. Dann links Katerina Alexejewna, eine vierzigjährige

Jungfrau und Slavophilin; gegenüber Michail Sergejewitsch, auch Mißja Tschjagin genannt, Missis Vetter, und unten am Tisch Missi selbst und neben ihr ein unberührtes Gedeck.

„Sehen Sie, das ist schön. Sehen Sie sich, wir sind erst beim Tisch“, brachte der alte Stortschagin, der mit seinen eingesehten Zähnen vorsichtig kaute, mühsam heraus und richtete die mit Blut unterlaufenen Augen ohne sichtbare Wider auf Rechljudow.

„Stephan“, wandte er sich mit vollem Munde an den dicken, imposanten Büffeldiener und deutete mit den Augen auf das leere Gedeck.

Obgleich Rechljudow den alten Stortschagin wohl kannte und auch häufig bei Tisch gesehen hatte, machten dieses rote Gesicht mit den sinnlichen Feinschmeckerlippen über der hinter der Weste eingesteckten Serviette und der fette Hals und besonders diese ganze gemästete Generalsgestalt heute einen ganz besonders unangenehmen Eindruck auf ihn.

Er erinnerte sich unwillkürlich dessen, was er von der Grausamkeit dieses Manns wußte, der als Gouverneur ohne Recht und Grund — er war eben reich und hatte nicht nötig, sich um die Gunst anderer zu bemühen — Leute hatte auspeitschen und sogar aufhängen lassen.

„Kommt im Augenblick, Euer Erlaucht.“ sagte Stephan, holte aus dem mit silbernen Basen besetzten Büffelt den großen Auffülllöffel und nickte dem hübschen, backenbärtigen Lakai zu, der alsbald das unberührte Gedeck neben Missi mit der kunstvoll zusammengelegten gestärkten Serviette mit erhabenem Monogramm zurechtzurücken begann.

Rechljudow ging um den ganzen Tisch herum und drückte allen die Hand. Alle außer dem alten Stortschagin und den Damen standen auf, als er zu ihnen trat. Und dieses Umschreiten des Tisches und Händedrücker mit allen Antwefenden, obgleich er mit der Mehrzahl derselben nie ein Wort wechselte, schien ihm heute besonders unangenehm und lächerlich.

Er entschuldigte sich, daß er zu spät käme, und wollte sich auf den leeren Platz am Ende des Tisches zwischen Missi und Katerina Alexejewna setzen, aber der alte Stortschagin verlangte, daß Rechljudow, wenn er schon keinen Brauntwein tränke, wenigstens am Nebentisch, wo Hummer, Kaviar, Käse und Serringe standen, einen Vorimbisz nähme. Rechljudow hatte nicht erwartet, daß er so hungrig sei; aber nachdem er mit einem Käsebrod begonnen, konnte er nicht mehr warten und aß mit Heißhunger.

„Nun, haben Sie das Gericht in die Luft gesprengt?“ sagte Kolossov mit ironischer Verwertung des Ausdrucks einer rückschrittlichen Zeitung, die gegen die Geschwornengerichte Front machte. „Haben Schuldige freigesprochen, Unschuldige verurteilt, ja?“

„Das Gericht in die Luft gesprengt! . . . in die Luft gesprengt!“ wiederholte lachend der Fürst. Er hegte unbegrenztes Zutrauen zu dem Verstande und der Gelehrsamkeit seines liberalen Kollegen und Freundes.

Rechljudow gab auf die Gefahr hin, unhöflich zu sein, Kolossov keine Antwort und fuhr auf seinem Platz hinter der dargereichten dampfenden Suppe fort zu kauen.

„Lassen Sie ihn doch essen.“ sagte Missi lächelnd und erinnerte durch dieses Wörtchen „ihn“ an ihr nahe Verhältnis zu Rechljudow.

Kolossov erzählte inzwischen laut und gewandt den Inhalt des Artikels gegen die Geschwornengerichte, der ihn empörte. Dabei suchte sich Michail Sergejewitsch, der Kesse, bei ihm beliebt zu machen, indem er den Inhalt eines andern Artikels aus demselben Blatte erzählte.

Missi war wie immer sehr distinguiert und hübsch, unauffällig hübsch gekleidet.

„Sie müssen schrecklich müde und hungrig sein.“ sagte sie zu Rechljudow. Sie hatte gewartet, bis er ausgekaut hatte.

„Nein, nicht besonders. Aber Sie? Sind Sie zur Gemädebesichtigung gefahren?“ fragte er.

„Nein, das haben wir aufgeschoben. Aber wir waren zum Lawn Tennis bei Ssalamatows. Und Mister Crooks spielt wirklich wunderbar.“

Rechljudow war hierher gekommen, um sich zu zerstreuen. Ihm war immer angenehm in diesem Hause zu Mute, nicht nur infolge des feinen, vornehmen Tons, der

so angenehm auf seine Nerven wirkte, sondern auch infolge der Atmosphäre schmeichelnder Zärtlichkeit, die ihn unmerklich umgab. Heute aber war ihm wunderbarerweise alles in diesem Hause widerwärtig, alles, vom Portier, der breiten Treppe, den Blumen, den Katakten und dem Tischschmuck an bis zu Missi selbst, die ihm heute abstoßend und unnatürlich vorlam. Unangenehm war ihm auch dieser selbstüberzogene, abgeschmackte Freisinnston Kolossofs, unangenehm die stiermäßige, sinnliche Gestalt des alten Korkschagin, unangenehm waren ihm die französischen Redensarten der Slavophilin Katerina Alexejewna, unangenehm waren ihm die bedrückten Gesichter der Gouvernante und des Einpaukers, besonders unangenehm aber der von Missi angewandte Ausdruck „ihn“.

Nechljudow schwankte immer zwischen zwei Beziehungen zu Missi: bald sah er, wie mit halb geschlossenen Augen, oder wie im Mondenschein, lauter Schönes an ihr; sie schien ihm frisch und hübsch, und verständlich und natürlich... Dann sah er sie plötzlich wie im hellen Sonnenlicht und konnte gar nicht anders, als alle Mängel an ihr wahrnehmen. Heute war für ihn solch ein Tag. Er sah alle Runzeln in ihrem Gesicht, sah, wie das Haar frisirt war, sah die spitze Form ihrer Ellbogen und namentlich den breiten Daumen nagel, der an denselben des Vaters erinnerte.

„Ein langweiliges Spiel,“ sagte Kolossof in Bezug auf das Tennis; „weit lustiger war das Ballspiel „Lapta“, das wir in der Kindheit spielten.“

„Nein, Sie haben es nicht versucht. Es ist furchtbar interessant,“ erwiderte Missi und sprach dabei, wie es Nechljudow schien, das Wörtchen „furchtbar“ besonders affektiert aus.

Dann begann ein Wortgefecht, an dem Michail Sergejewitsch und Katerina Alexejewna ebenfalls teilnahmen. Nur die Gouvernante, der Einpauker und die Kinder schwiegen; sie langweilten sich offenbar.

„Die streiten ewig!“ meinte der alte Korkschagin laut lachend, zog die Serviette hinter der Weste heraus, scharrte mit dem Stuhl, den ein Lakai sofort wegzog, und stand vom Tisch auf. Nach ihm standen auch alle übrigen auf und gingen zu einem kleinen Tisch, auf dem Spielnapfchen mit warmem, wohlriechendem Wasser standen. Hier spülte man sich den Mund aus und fuhr dann in einer niemand interessierenden Unterhaltung fort.

„Ist das nicht wahr?“ wandte sich Missi an Nechljudow und forderte ihn damit zur Bestätigung ihrer Meinung auf, daß sich bei keiner andren Thätigkeit der Charakter eines Menschen so äußere wie beim Spiel. Sie hatte in seinem Gesicht den gespanntsten und, wie ihr schien, tadelnden Ausdruck wahrgenommen, den sie bei ihm fürchtete, und wollte erfahren, wodurch derselbe hervorgerufen sei.

„Ich weiß wirklich nicht, ich habe nie darüber nachgedacht,“ erwiderte Nechljudow.

„Gehen Sie zu Mama?“

„Ja, ja,“ sagte er, eine Zigarette hervorholend, in einem Ton, der deutlich verriet, daß er keine Lust hätte, hinzugehen.

Sie schaute schweigend und fragend nach ihm hin, und er empfand Gewissensbisse. „Wahrhaftig, da kommt man zu den Leuten und verurteilt ihnen nur Unbehagen“, dachte er in Bezug auf sich. Dann machte er einen Versuch, liebenswürdig zu sein, und sagte, er würde mit Vergnügen kommen, wenn die Fürstin ihn empfinde.

„Ja, ja, Mama wird sich freuen. Rauchen können Sie dort auch. Iwan Iwanowitsch ist ebenfalls dort.“

Die Hausfrau, Fürstin Sofja Wassiljewna, war eine leidende Dame. Sie lag schon im achten Jahr, auch wenn Besuch da war, in Spitzen und Bändern, zwischen Sammet, vergoldeten und Elfenbeingegenständen, Bronzen, lackierten Möbeln und Blumen, fuhr nirgendwohin aus und empfing, wie sie sagte, nur „ihre Freunde“, das heißt alles, was ihrer Meinung nach aus dem Haufen irgendwie hervorragte. Nechljudow war unter der Zahl dieser Freunde, weil er als ein verständiger, junger Mann galt, weil seine Mutter mit der Familie eng befreundet gewesen und weil es gut war, wenn Missi ihn heiratete.

Das Zimmer der Fürstin Sofja Wassiljewna lag hinter dem großen und kleinen Gastzimmer. Im großen Gastzimmer blieb Missi, die Nechljudow vorausschritt, entschlossen stehen, griff nach der Lehne eines vergoldeten Stühlchens und sah Nechljudow an.

Missi wollte sehr gern heiraten, und Nechljudow war eine

gute Partie. Außerdem gefiel er ihr, und sie hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß er der Ihrige werden würde, — nicht sie die Seinige, sondern er der Ihrige — und so verfolgte Missi denn mit unbewußter, aber hartnäckiger List, wie sie bei Gemütskranken vorkommt, ihr Ziel. Sie sprach jetzt mit ihm, um ihn zu einer Erklärung zu veranlassen.

„Ich sehe, daß mit Ihnen etwas vorgegangen ist,“ sagte sie — „was haben Sie?“

Er dachte an das Zusammentreffen im Gericht, machte ein finsternes Gesicht und errötete.

„Ja, es ist etwas vorgegangen,“ sagte er, im Wunsche aufrichtig zu sein, — „und zwar eine sonderbare, ungewöhnliche und wichtige Begebenheit.“

„Was denn? Können Sie nicht sagen, was?“

„Ich kann jetzt nicht. Erlauben Sie, daß ich nicht spreche. Es ist etwas geschehen, was ich noch nicht ganz habe überdenken können,“ sagte er und wurde noch mehr rot.

„Und Sie wollen es mir nicht sagen?“ Ein Muskel in ihrem Gesicht zitterte, und sie bewegte den kleinen Stuhl, an dem sie sich hielt.

„Nein, ich kann nicht,“ erwiderte er und fühlte, daß er mit dieser an sie gerichteten Antwort sich selbst antwortete, sich eingestand, daß wirklich etwas sehr Wichtiges mit ihm vorgegangen sei.

„Nun, so kommen Sie.“

Sie schüttelte den Kopf, als verache sie unnötige Gedanken, und gingen mit schnelleren Schritten als gewöhnlich vorwärts.

Ihm schien, als wenn sie den Mund unnatürlich zusammenprezte, um Thränen zurückzuhalten. Er schämte sich, und ihm ward weh, daß er sie betrübte, aber er wußte, daß die geringste Schwäche ihn verderben, das heißt binden würde. Und das fürchtete er heute über alles und trat schweigend mit ihr ins Zimmer der Fürstin.

(Fortsetzung folgt.)

## Von der Weltausstellung.

### II. Der erste Sonntag.

Paris, 15. April.

Ostern hat uns den Frühling nach Paris gebracht. Seit langen Wochen der erste schöne, sonnige Tag, nach Mittag sogar eine fast drückende Hitze. Was Wunder, daß eine unabsehbare Menschenmenge sich schon in früher Stunde vor den Thoren der Ausstellung drängte. Monsieur Tout le monde, Herr Jedermann, die anonyme Menge, hat gestern die Ausstellung eingeweiht. Anfangs waren es fast nur Ausländer, die sich die Reise durch diesen Wirrwarr von mehr oder minder fertigen Gebäuden, von frisch geschaffenen und noch fehlenden Gartenanlagen antraten; ein babylonisches Sprachgewirr, in dem unzweifelhaft die bekannten melodischen Laute der Damen von jenseits des Kanals überwogen; hie und da hörte man auch französisch sprechen.

Die meisten Ausstellungsbesucher verfolgten an diesem ersten Sonntag den Zweck, nachzuschauen, was man alles noch nicht sehen könne, eine Aufgabe, der man gut und gern ein paar Tage auf diesem gewaltigen Terrain widmen könnte. Aber interessanter und lohnender war gewiß die Beschäftigung mit der Architektur der Ausstellung. Wenn irgendwo, so hat man hier den Beweis dafür, daß es in unsrem Zeitalter nicht gelungen ist, einen eignen, charakteristischen Stil zu finden. Paris verfiel über Baumeister, die jeden Vergleich mit ihren Fachgenossen aus andren Ländern leicht aushalten können, ja, die jenen zum Teil weit überlegen sind. Was man in der Baukunst lernen kann, das beherrschen sie mit einer bewundernswerten Virtuosität; und so haben sie denn auch hier Werke geschaffen, die dem Betrachter durch ihre Pracht, Kühnheit und Zweckmäßigkeit Bewunderung abnötigen. Aber es sind doch nur bekannte Typen, denen man auf allen Ausstellungen, wenn auch in kleinerem Maßstabe, bereits begegnet ist. Nirgends eine Offenbarung, kaum hie und da Ansätze zu einer vielversprechenden Neubildung, die auch für die Zukunft fruchtbar zu werden verspricht. Im übrigen der pure Effekticismus, d. h. jener Stilmischmasch, der blendend, aber nicht überzeugend wirken kann. Die Baukunst ist die im besondern Sinne praktische Kunst, sie muß den Zweck ihrer Werke allem andren voranstellen. Was ein Gebäude bedeuten soll, welchem Zweck es dienen soll, soll seine Konstruktion den Beschauer lehren, das fordert die Logik der Baukunst. Aber bei den meisten dieser Ausstellungsbauten vermißt man diese Logik: man sieht nicht, ob diese oder jene Halle einem Cirkus oder einer Zirkusausstellung dienen soll, ob die leichtgeschürzte Muse des Varietés darin ihr Brett aufschlagen, oder ob man die Wunderwerke der Mechanik dort den Blicken darbieten will. Freilich mit der dekorativen Seite ist es besser bestellt. Durch die Dekoration, den Schmuck, das Beiwerk sucht man nachzuholen, was in der Konstruktion, dem Aufbau, nicht recht zum Ausdruck gelangt. Und in der Dekoration sind die Franzosen die Meister der Welt geworden. Reich, doch ohne auf-

dringlich zu sein, ist der Schmuck fast aller Ausstellungsgebäude; mit schönen Griesen, mit Reliefs und Statuen ist man nicht sparsam umgegangen.

Nur an einzelnen Stellen ist man ins Absurde verfallen, und das besonders bei der großen Eingangspforte auf dem Eintrachtspfad. Um dort eine möglichst große Zahl von Schaltern und Durchlässen zu schaffen (39), die auch dem gewaltigsten Menschenandrang genügen sollen, hat man dem Thor die Gestalt eines nach der einen Seite offenen Kuppelbaus gegeben. Aber die Formen sind leider gründlich mißraten, und das Ganze hat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem jener kleinen Döner, die man in Frankreich an kalten Tagen vor den Kaminen stellt, um dem Zimmer mehr Wärme zu geben. Salamander heißen diese nützlichen Gegenstände, und Salamander hat denn auch der Volkswitz das große Eingangsthor getauft. Und nun denke man sich oben auf dem mehr als 30 Meter hohen, in schreienden Farben — man sagt, das sei „assyrisch“ — gehaltenen Vogen die Gestalt einer Pariserin, gleichsam die Repräsentantin der festgebenden Stadt! Aber keine allegorische Figur, sondern eine Gestalt in modernster Toilette, die mit der Rechten ihr überreiches Gewand kokett ein wenig rafft und mit der Linken eine einladende Geste macht, wie wenn sie auf gut Berlinisch sagen wollte: „Immer rin, meine Herrschaften, immer rin in die gute Stube!“ . . . Diese Figur, das erste größere Werk eines talentvollen jungen Bildhauers, hat einen wahren Sturm von Diskussionen in Paris entfesselt. Einmal hieß es, man wolle sie wieder entfernen, weil sie gar zu sehr die Spottlust des Beschauers erwecke: biedere Rationalisten, die guten Hasser, machten sogar den nachsichtigen Vorschlag, man solle unsren Genossen Willeran der besseren dekorativen Wirkung wegen da oben plazieren — aber schließlich ist der Sturm im Glase Wasser verlaufen, die Figur bleibt oben, und Willeran hat zu ebener Erde die Ausstellung eröffnet, ein Vorgang über dessen Verlauf und Bedeutung unsre Leser bereits an anderer Stelle dieses Blattes unterrichtet worden sind. Unter den Ahs und Ohs der Bewunderung und des Erstaunens konnte ein aufmerksames Ohr am ersten Sonntag der Ausstellung doch aus den Unterhaltungen immer wieder den einen Gegenstand der Unterhaltung heraushehren: es ist ein Socialdemokrat, der diese Ausstellung eröffnet hat. Ein sonntäglich gekleideter Arbeiter, seinem ganzen Aeußern nach ein Uparier und, wie sich im Verlauf unsres Gesprächs herausstellte, ein braver Parteigenosse, besuchte mit Weib und Kind die Ausstellung, um, so sagte er halb scherzend, halb ironisch, das Werk zu sehen, was ihm die Wohnung und seine Mahlzettel schon jetzt teuer gemacht habe. Die Preise steigen hier in der That überraschend. Darunter haben natürlich in erster Linie die Arbeiter und die Angestellten des Staats, der Gemeinde und der großen Transport- und ähnlicher Gesellschaften zu leiden. Die Pariser Hausagrarier können durch ihre Unverschämtheit den Reid des nothleidendsten preußischen Junkers erregen; schutzlos ist das Proletariat und die Menge der Ausstellungsbesucher ihren wahnwitzigen Forderungen für Zimmermiete preisgegeben. Ein neuer Beweis dafür, welch großes Verständnis die Bourgeoisie für Solidarität besitzt — natürlich nur für die Solidarität, die ihrem eignen Geldbeutel zu gute kommt. Zu diesen Tagen sprach ich mit verschiedenen französischen Parteigenossen über die Vorbereitungen für den diesjährigen internationalen Kongreß, der, wie man weiß, für den 23. September zusammenberufen worden ist — wir sprachen, wohlverstanden, über die Vorbereitungen, die man nicht sieht! Es mag uns die Bemerkung gestattet sein, daß die verschiedenen nationalen Vertretungen gut daran thun werden, möglichst frühzeitig und gründlich mit unsren hiesigen Kameraden die Fragen des Logis, der Verpflegung usw. zu regeln, weil sonst die der französischen Sprache wenig oder gar nicht mächtigen und in Paris ganz unbekanntem Deputierten noch zwei Tagen eine sehr bedenkliche Ebbe in ihren ja ohnehin nicht allzu reichlich gespickten Geldbeuteln erblicken dürften. Wie geben diese Anregung hier, nicht um etwa unsren französischen Mitkämpfern irgend welchen Tadel über mangelnde Vorbereitung auszusprechen, wozu offenbar jetzt in der Mitte des Aprils nicht der geringste Anlaß vorliegt, sondern lediglich in der guten Absicht, ihnen noch einmal die Wichtigkeit umfassender Vorarbeiten gerade auf dem Gebiete des Wohnungs- und Verpflegungswezens vom Standpunkte des Ausländers ans Herz zu legen, so lange es Zeit ist.

Der gewöhnliche Pariser Tag hat mindestens 26 Stunden, denn das Treiben und Wogen auf den großen Boulevards und in den Cafés dauert immer bis tief in den folgenden Tag hinein. Aber die Ausstellungsleitung scheint die Pariser zur Solidarität verführen zu wollen, denn um 10 Uhr war am ersten Tag alles schon tot und still; die elektrischen Lichtanlagen gestatten noch keine längere Beleuchtung und so mußte denn die Menge frühzeitig das Feld räumen. Durch ein fürchtbares, nervösmachendes Wogen- und Wirbeln mußte man sich am Ausgang den Weg bahnen, in steter Gefahr, unter den Rädern irgend einer Herrschaftskalesche oder eines Omnibus zermalmt zu werden, was im Effekt auf dasselbe hinauskommt: Demokratie des Todes. Aber es geht wunderbarerweise fast ohne jeden ernstlichen Unfall ab. Nur das a r b e i t e n d e Volk mußte auch am Tage der Ausstellungs-Eröffnung, an diesem schönen sonnigen Oster Sonntag, sein Blutopfer darbringen; fünf arme Teufel, die in hastiger, angespannter Arbeit auch am Feiertage die fleißigen Hände regten, sind gestern die Opfer ihres Berufs geworden, abgestürzt von Gerüsten liegen sie nun mit zerschmetterten Gliedern in irgend einem Spital dieser Stadt der Pracht und der

Freude. C'est la guerre — sagt man gleichmütig, das ist der Krieg, die drängende Nötigung zu ruhelosem Schaffen im Dienste des Kapitalismus. — S.

## Kleines Feuilleton.

— „Ein unbekannter Mann.“ Den hinterlassenen Aufzeichnungen von Guido Weiß, die Joseph Stern in der „Frankf. Ztg.“ mitteilt, entnehmen wir den folgenden Abschnitt: In der Nacht, die der großen Bestattungsfeier der am 18. März 1848 in Berlin Gefallenen vorausging, hielten wir Studenten die Ehrenwache bei den Toten. Diese waren in dem deutschen Dom am Schillerplatz aufgebahrt, und in der nur schwach erleuchteten Kirche herrschte eine ungemein feierliche Stille, denn Zutritt wurde nur denen gestattet, die noch von dem einen oder andern der Toten Abschied zu nehmen kamen oder unter ihnen einen ihrer Angehörigen suchten. Man unterschied die beiden Klassen der Besucher sehr bald an der Unsicherheit, mit der sie in einzelne der bleichen Gesichter starrten und dann kopfschüttelnd in der Reihe weiter gingen oder andererseits mit leisem Beslaut bei der Leiche niederknieten, ihre Hände ergriffen und das Haupt auf das Herz neigten, das nicht mehr schlug.

In späterer Nachtstunde erschien an der Pforte eine hochgewachsene alte Dame, dunkel gekleidet, ohne jeden Schmuck oder Fuch, gefolgt von einem alten, ebenfalls großen und weißhaarigen Mann in einem bis zu den Füßen reichenden schwarzen Rod, der offenbar einen Diener verriet, von dem aber die Treppen oder sonstige Abzeichnungen einer Livree entfernt worden waren. Die vornehme Würde, mit der die Dame auf die Frage des thürhütenden Studenten, was ihr Begehr sei, nur die Antwort gab: „Ich suche einen Toten!“ hielt den Posten ab, eine weitere Frage zu thun, und so trat sie die Kirche ein. Langsam, aber in ihrem Suchen sicher, ging sie die Reihen entlang, ein Blick auf die Kleidung genigte ihr, weiter zu schreiten. So hatte sie die traurige Musterung beinahe vollendet, als der alte Diener an sie herantrat und sie leise auf etwas aufmerksam machte. Auf ihre harte Frage deutete er auf eine Reihe, die eben durchschritten worden war. Dort lag in einfacher Arbeiterkleidung ein junger, großer, kräftiger Mann, dem die Mühe tief ins Gesicht gedrückt war, weil die Kugel ihm mitten zwischen den Augen in das Gehirn gedrungen war und die Wunde das Gesicht etwas entstellte hatte. Sie beugte sich rasch nieder und schob die Mühe zurück, ein Blick auf das freigewordene Gesicht und sie sank auf die Knie. Sie ergriff die Hand des Toten und schien nach einem Ringe zu fühlen. Den aber mochte er, ehe er in den Kampf gegangen war, ebenso wie er die Kleidung gewechselt hatte, entfernt haben, um jedenfalls unerkannt zu bleiben. Aber die weiße und weiche Hand hatte ihr genug gesagt, ebenso die Kleidung, die zwar aus groben Stoffen gefertigt, aber sicherlich kurz vorher erst aus einem Laden entnommen worden war. Sie war nun ihrer Sache sicher, noch einen starren, trostlosen Blick in das stille Gesicht von ihr und sie legte die Hand des Toten sanft wieder zur Erde und erhob sich. Sie schritt nicht mehr weiter und wandte sich der Thür zu, sie zog das Taschentuch heraus, aber fuhr damit nur über das Gesicht, als wolle sie einen Abdruck dessen, was sie gesehen, von ihm entfernen und wandelte ebenso würdevoll aber beinahe leblosen Auges von dannen. Drüben am Plage wartete ein Wagen, der Diener schwang sich auf den Voel zum Kutscher und der Wagen rollte nach Westen!

Die stille Scene hatte die Teilnahme der Näherstehenden erweckt und so standen sie bald um den Toten. Man hatte an seinem Gewande eine Nummer befestigt und die Bemerkung eines Verzeichnisses: „Ein unbekannter Mann.“ Denn in der That hatte man nichts bei ihm gefunden, was zu einem Namen hätte führen können, selbst das Taschentuch war ohne Zeichen. Die Finger waren leicht geschwärzt von Pulverstaub, ein Beweis, daß er zu den Kämpfern gehört hatte, obwohl keine Waffe bei ihm zu finden gewesen war, die wohl ein Nachbar zur Fortsetzung des Kampfes ergriffen haben mochte. Der Zeigefinger der rechten Hand trug die breite Rinne eines Ringes, der lange an dieser Stelle gefesselt haben mochte; es war wohl die Spur eines Siegelringes, wie er damals, zur Zeit des Siegellacks, noch häufig getragen wurde und dann eine Inschrift oder ein Wappen zeigte. Am andern Tag erfolgte das Begräbnis auf dem vor einem östlichen Thor Berlins gelegenen Friedrichshain, in dem ein runder, freier Platz deart dazu hergerichtet war, daß die Leisten der nach dem amtlichen Verzeichnis folgenden Särge auch in dem äußersten Umkreise des Platzes ihre Stätte fanden.

Dort ruhte nun also auch der „unbekannte Mann“. Nach einigen Wochen erhoben sich auf den Gräbern auch Denkmäler, einige etwas reicher ausgestattet, die meisten aber einfache, schwarze Kreuze mit Namen und irgend einem Sprüchlein. Da fiel es wohl auf, daß an dem äußersten Rand des Friedhofs, wo das Unkraut schon zu wuchern begann, eines Tags ein schöner, weißer Marmorstein, zierlich geglättet und nach allen Regeln der Kunst in den Hügel eingefügt hervorschimmerte, der in Goldbuchstaben die Inschrift trug: Ein unbekannter Mann. Wer den Stein gesetzt habe, wer wußte es zu sagen, wer hatte danach zu fragen?! So ruht das Geheimnis wohl heute noch ungelöst, und der stille Platz verwächst allmählich wieder mit dem Park. Ältere Leute wollen nach einigen Jahren in einem der gothischen Adelsfahnder eine deutliche Spur des „unbekannten Mannes“ gefunden haben, und in

der That haben einige jungen Mänter vornehmen Standes an dem Kampf des 18. März teilgenommen, dessen sie sich später nicht mehr erinnern konnten. Für die Gegenwart aber ist die persönliche Frage interesselos geworden; auch die Toten haben ihre Zeit. —

### Physikalisches.

— Ueber die Leidenfrost'sche Erscheinung. Walter Seidel schreibt in der Wochenschrift „Mutter Erde“: Wenn auf eine bis zur Rotglut erhitzte Kupferplatte oder auf eine glühende Platinische Kugel in geringen Mengen gebracht wird, so zeigt sich eine eigentümliche Erscheinung, welche man nach Professor Leidenfrost, einem Duisburger Arzt, zu benennen pflegt, da sich dieser zuerst eingehend (1756) mit ihr beschäftigt hat. Das Wasser verdunstet nicht etwa laut zischend, wie man wohl annehmen könnte, sondern es rundet sich zu einem Tropfen ab, der auf dem heißen Metall hin- und herrollt und allmählich durch Verdunstung verschwindet; man kann durch gelegentliches Zugziehen jedoch den Tropfen in seiner Größe erhalten. Hierbei wird vorausgesetzt, daß man die Metallunterlage fortwährend im glühendem Zustand erhält; würde jene dagegen der Einwirkung des Feuers entzogen, so verlöre das Wasser nach hinlänglicher Temperaturerniedrigung seine Kugelgestalt und würde sich mit plötzlicher Lebhaftigkeit in Dampf verwandeln. Flüssigkeiten mit niedrigerem Siedepunkt zeigen dieselbe Erscheinung schon bei geringerer Temperatur, so z. B. Aether auf Platten unter 100 Grad Celsius. Der Leidenfrost'sche Tropfen kommt nun dadurch zu stande, daß bei Verührung des Wassers mit dem glühenden Metall sich sofort eine Dampfschicht bildet, welche die weitere Berührung hindert und den Tropfen trägt. Da der Dampf die Wärme schlecht leitet, so entwidelt sich vom Tropfen nur noch langsam weiterer Dampf, der unter dem Tropfen bald hier, bald dort herausströmt und dadurch den Tropfen in die wirbelnde Bewegung setzt. Der unter dem Tropfen befindliche Dampf muß also im stande sein, den Druck der Atmosphäre, vermehrt um den des Tropfens, zu tragen. Doutiquy nannte diesen Zustand der Flüssigkeit den sphäroidalen Zustand. Man würde noch eine ganze Anzahl diesbezüglicher Beispiele geben können. Faraday brachte in einen glühenden Platiniegel ein Gemenge von Aether und fester Kohlenäure. Dieses Gemenge, das ein schlechter Wärmeleiter ist und an freier Luft eine Temperatur von ungefähr -80 Grad zeigt, nahm dann den sphäroidalen Zustand an und behielt eine so niedere Temperatur, daß man im glühenden Ziegel Quecksilber konnte gefrieren lassen. Deville goß geschmolzene Platinmassen in Wasser, welche unter dem Wasser einige Zeit lang flüssig und weißglühend blieben, ohne daß dieses ins Sieden geriet. Es ist eine bekannte Erfahrung der Hüttenarbeiter, daß man mit nasser Hand während kurzer Zeit ungestraft in geschmolzenes Eisen fassen kann. In gleicher Weise kann man z. B. auch gefahrlos mit dem Finger in flüssige Luft tauchen, da der sich bildende Dampf jener Substanz vor einer Beschädigung schützt. Flüssige Luft besitzt eine Temperatur von etwa -180 Grad. Manche wunderbare Rettung von der Feuerprobe im Mittelalter ist wohl demselben schützenden Einfluß zuzuschreiben. Noch auf eine große praktische Bedeutung der Leidenfrost'schen Erscheinung mag hier eingegangen werden. In Dampfesseln und deren Zuleitungsrohren befindet sich gewöhnlich Wasser; es wäre nun denkbar, daß sich infolge einer Ueberhitzung bei dem Wasser die Leidenfrost'sche Erscheinung bildete. Das Wasser in der durch die Schwere plattgedrückten Kugel hat dann eine Temperatur von etwa nur +96 Gr. Cels., so lange es von der schützenden Dampfschicht umgeben ist. Sobald aber die Hitze nachläßt, verliert die Dampfschicht ihre Spannung, und vermag daher das Wasser nicht mehr schwebend zu tragen; dieses kommt demnach mit dem heißen Metall in Verührung und verwandelt sich sofort in Dampf. Wie leicht auf diese Art Explosionen hervorgerufen werden können, wird man einsehen, wenn man in Erwägung zieht, daß bei gewöhnlichem Luftdruck Wasserdampf 1700 mal so viel Raum verlangt, als Wasser. Um nun den Explosionen von Dampfesselanlagen vorzubeugen, hat man die dort thätigen Heizer angewiesen, die Kesselwände nie bis zur Rotglut zu erhitzen; falls dies aber trotzdem eintreten sollte, dann solle alsbald der Wasserzufluß abgesperrt und das Feuer vermindert werden. Neuere Unternehmungen haben aber indes gelehrt, daß diese Vorschriften durchaus nicht zweckentsprechend sind; denn, wird der Zufluß von kaltem Wasser abgesperrt, so ist natürlich die Dampfbildung bei dem im Kessel befindlichen heißen Wasser begünstigt und die Abkühlung des bis dahin rotglühenden Kessels muß gerade die Explosion herbeiführen, wie wir ja in unsren Betrachtungen gesehen haben. Versuche haben erwiesen, daß gerade ein Zutrommen kalten Wassers die beste Maßregel ist. Man hatte in einem Kessel das Wasserniveau derartig fallen lassen, daß die Kesselwände zum großen Teil von Wasser frei waren und daher schnell zur Rotglut gelangen konnten. Als man hierauf kaltes Wasser hineinpreßte, wurde zwar anfangs eine Steigerung, dann aber sehr schnell eine Abnahme der Dampfspannung bemerkt, wie man am Manometer deutlich beobachten konnte, kurz, die Explosionsgefahr wurde beseitigt. Die Erscheinung erklärt sich übrigens ganz leicht. Im ersten Augenblick bewirkt das hineingepreßte Wasser eine Vergrößerung des schon vorhandenen Wasservolumens, mithin also eine Verkleinerung des für den Dampf übrig bleibenden Raums, so daß nach dem Boyle-Mariotteschen Gesetz der Dampfdruck entsprechend wachsen muß. Dann aber bewirkt das kalte Wasser eine Konden-

sation von Dampf, und da kondensierter Dampf nur noch  $\frac{1}{1700}$  des bisherigen Raums einnimmt, so wird der für den nicht kondensierten Dampf vorhandene Raum beträchtlich vergrößert, und es muß nach dem gleichen Gesetz die Dampfspannung entsprechend abnehmen. Auch die Dampfschichten der Wasserfugen werden dabei verdichtet oder kondensiert, und der „sphäroidale Zustand“ ist nun zu Ende. Von den sich bildenden plötzlichen Dämpfen ist nichts zu fürchten, da auch sie bei Berührung mit dem kalten Wasser kondensiert werden. Ist so die Dampfspannung um ein beträchtliches herabgesetzt worden, so kann der Heizer das Feuer etwas sinken lassen, ohne hierdurch befürchten zu müssen, daß dies eine Explosion zur Folge habe. Falls gleichzeitig aber auch der Wasserzufluß abgesperrt würde, könnte eine Vernachlässigung des Feuers leicht eine verhängnisvolle Katastrophe herbeiführen. —

### Technisches.

bt. Elektrischer Betrieb auf der Berliner Stadt- und Ringbahn. Hierfür ist, wie die „Elektrische Zeitschrift“ mitteilt, von der Elektrizitätsgesellschaft „Union“ ein Plan ausgearbeitet und dem Ministerium eingereicht worden. Danach sollen zwei große Kraftzentralen, in Charlottenburg und Stralauer-Ammelsburg errichtet werden, daneben aber auch Accumulatorbatterien, die im stande sind, beim etwa notwendig werdenden Ausschalten einer Maschine den Betrieb fünf Stunden lang aufrecht zu erhalten.

Die Stromzuführung zu den Zügen soll durch Kupferbahnen geschehen, die in geringer Höhe auf Porzellanisolatoren gelagert, neben den Eisenbahnschienen herlaufen. Der Strom soll nicht einer einzigen Lokomotive für einen Zug zugeführt werden, sondern jeder Wagen soll für jedes Axenpaar einen Motor erhalten; doch soll die Ein- und Ausschaltung derselben von einer Stelle aus, durch den Zugführer, erfolgen.

Bekanntlich wird die Berliner Stadtbahn zu bestimmten Tageszeiten sowie an Sonn- und Feiertagen in keiner Weise mehr ihrer Aufgabe, der glatten Erledigung des Verkehrs, gerecht, ohne daß sie doch im stande ist, beim Dampfbetrieb ihre Leistungsfähigkeit zu steigern. In dieser Beziehung soll der elektrische Betrieb Wandel schaffen. Erstens kann die Geschwindigkeit der Züge gesteigert werden, zweitens kommen die elektrischen Züge schneller zu ihrer höchsten Geschwindigkeit, da die Hälfte aller Räder Triebräder sind, wie sie auch schneller gebremst werden können. Drittens wird der von der Lokomotive befehlete Platz für einen Personenzug frei. Der Zug kann daher aus 8 vierachsigen Wagen bestehen, die etwas größer sind als die heute gebräuchlichen und somit etwa einundehalfmal so viel Personen aufnehmen als gegenwärtig. Da die größere Geschwindigkeit einen Zweiminutenversteher ermöglicht, so wäre es möglich, in derselben Zeit zweieinhalbmal so viel Personen zu befördern, als es heute möglich ist. Elektrische Beleuchtung und Heizung bieten weitere Bequemlichkeiten, wozu durch automatische Signale, die der Zug selbst stellt, eine größere Sicherheit des Betriebs kommt. Die Kosten der Umwandlung berechnet die Gesellschaft „Union“ auf 40 bis 50 Millionen Mark. Diesen Ausgaben stehen die zu erwartenden Mehreinnahmen gegenüber; außerdem dürften die Betriebskosten beim elektrischen Betrieb geringer sein. —

### Humoristisches.

— Moberne Gattin. Junge Frau: „Paul, wir wollen heute einmal recht sparsam leben; telephoniere doch um eine Droschke, ich werde bloß Wurst zum Abendbrot holen!“

— Kühne Behauptung. „Haben Sie wirklich solch gefährliches Abenteuer mit afrikanischen Kannibalen gehabt?“

Weltreisender: „Ich sage Ihnen, ich war schon so gut wie gebraten!“ („Weggend. hum. Bl.“)

### Notizen.

— Ein neues Orchester, das „Berliner Tonkünstler-Orchester“, wird unter der Leitung des Komponisten Karl Gley in nächsten Oktober im Deutschen Hof an die Öffentlichkeit treten.

— Robert Goldewey ist zum Direktorial-Assistenten beim Berliner Museum ernannt worden.

— Johannes Schläfs Drama „Meister Selze“ wurde im Magdeburger Stadttheater aufgeführt. Weisfall und Widerspruch stritten heftig mit einander. Der Dichter wurde nach dem zweiten und dritten Akte gerufen.

— Die niederschlesischen Musikfeste in Görlitz werden in diesem Jahre von Weingartner dirigiert werden.

— Im Theater an der Wien soll auch in Zukunft der Schwerpunkt des Spielplans in der Pflege der Operette liegen. Direktor wird Carl Langhammer, Regisseur Carl Lindau.

— In den Vereinigten Staaten giebt es jetzt nicht mehr als ungefähr 750 Büffel, von denen 600 in Gefangenschaft leben.

— Von dem mittelalterlichen Theologen Raimundus Lullus (1235-1315) ist im Dogenpalast von Venedig ein Autograph, der einzige bisher bekannte, gefunden worden. Außerdem wurden verschiedene unbekannte Werke des Philosophen entdeckt.